

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 14 (1934-1935)
Heft: 3-4

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fort, wenn auch die taktische Klugkeit veranlaßt hat, davon lange nicht zu sprechen. Von Zeit zu Zeit aber verrät sich die wirkliche Denkweise doch durch einen unerwarteten Ausfall gegenüber der Schweiz.

Nach dieser neuesten Erfahrung weiß man also in der Schweiz, was man im Süden zu erwarten hat und kann sich darnach einrichten. Das mußte hier festgenagelt werden!

Bücher Rundschau

Österreich.

Hermann Raschhofer: Großdeutsch oder Kleinösterreichisch? Die Funktion der Kleinösterreichischen Ideologie. Berlin 1933, Volk und Reich Verlag. Mittel-europäische Schriftenreihe, Band 2.

Durch die nationalsozialistische Revolution in Deutschland ist auch die österreichische Frage in ein neues Stadium getreten. War von Ende 1918 bis Anfang 1933 sozusagen ganz Österreich für den Anschluß an das Reich, so lief jetzt plötzlich die kleine Schar der Anschlußgegner Sturm und forderte Österreichs Unabhängigkeit, entdeckte den österreichischen Menschen, eine österreichische Nation und predigte eine österreichische Mission. Raschhofer geht in seinen Darlegungen aus vom Ursprung und Sinn der österreichischen Selbstständigkeit, die scheinbar in weiten Kreisen in Vergessenheit geraten sind. Der heutige Bundesstaat Österreich verdankt seine Existenz gegen seinen Willen der Pariser Friedenskonferenz. Nach der Zerschlagung der alten Donau-Doppelmonarchie der Habsburger wurde das deutsche Kumpfgebilde, das vom einstigen Kaiserreich noch übrig blieb, zur Selbstständigkeit gezwungen. Kein Mensch hat sich auf der Friedenskonferenz um Wohl oder Willen der Österreicher gekümmert. Das Schicksal Österreichs hat keine Rolle gespielt. Ausschlaggebend waren allein die Machtinteressen der Siegerstaaten, vor allem Frankreichs. Und diese Interessen Frankreichs verlangten die Verhinderung eines Anschlusses von Deutschösterreich an das deutsche Reich, weil ein solcher Anschluß das deutsche Reich gestärkt und eine deutsche Politik im Donauraum wesentlich erleichtert hätte. Deshalb wurde sowohl Deutschland als auch Österreich in den Verträgen von Versailles und St. Germain der Verzicht auf den Anschluß aufgezwungen. Das vielgepriesene

Selbstbestimmungsrecht der Völker kam, weil den Machtinteressen Frankreichs zuwiderlaufend, nicht in Anwendung. Denn Österreich wollte gar keine Selbstständigkeit, sondern nur die Vereinigung mit dem durch Geschichte und Tradition eng verbundenen Deutschland, das Aufgehen in einem Großdeutschland. Am 12. November 1918 beschloß die Nationalversammlung Deutschösterreichs einstimmig als Artikel 2 der Verfassung: „Deutschösterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik.“ Im Jahre 1921 wurden in den Bundesländern Abstimmungen über die Anschlußfrage durchgeführt. In Tirol sprachen sich 98,6% aller abgegebenen Stimmen für den Anschluß aus, in Salzburg 99%. Weitere Abstimmungen wurden durch die Entente untersagt. Männer aller Parteien haben je und je sich für den Anschluß bekannt und die wirtschaftlichen Verbände haben ihn dringend gefordert, weil Österreichs Wirtschaft auf Deutschland angewiesen ist.

Der Umschwung in der Haltung Österreichs ist umso seltsamer, als selbst Dollfuß früher für den Anschluß kämpfte und Starhemberg für ihn eintrat. Was früher Zwangsjacke war und wider Willen ertragen wurde, sollte plötzlich einen Sinn erhalten durch die kleinösterreichische Mission, und was einst als nationale Aufgabe jeden erfüllte, sollte plötzlich Landesverrat sein, weil Deutschland inzwischen den politischen Föderalismus und Separatismus überwunden hatte und den durch Bismarck begonnenen Reichsbau vollendet hatte. Raschhofer widmet ein besonderes Kapitel dem Föderalismus Bismarcks, der nicht Endziel sein sollte, sondern nach den Gedanken seines Schöpfers Übergang zur geeinten Nation und der nur solange einen Sinn hatte, als der Schwerpunkt

der deutschen Politik noch bei den Fürsten und Dynasten lag. Die Entwicklung ging dann von den Dynastien weg und auf die Nation zu. Daz auch die Deutschen Österreichs diese Entwicklung mitmachten, beweisen die bereits angeführten Länderabstimmungen wie die ursprüngliche Verfassungsbestimmung Österreichs. Auch heute noch will die Mehrheit des österreichischen Volkes keinen kleinösterreichischen Separatismus und keine „Selbständigkeit“, die ausländischen, gegen das deutsche Reich gerichteten Tendenzen, Tür und Tor öffnen. Die kleinösterreichische Ideologie wird nur getragen von einer Minderheit, die damit Vernebelungstaktik treibt. Weil die heutige Regierung nur eine Minderheit hinter sich hat, muß sie die Demokratie meiden, da Abstimmungen oder Wahlen die wahre Lage enthüllen müßten. Um sich unter allen Umständen an der Macht halten zu können, wird künstlich die Ideologie einer österreichischen Mission konstruiert und ein Kurs eingeschlagen, der völlig den Interessen der Feinde des eigenen Volkes entspricht.

In seinem letzten Kapitel untersucht der Verfasser den Austrofascismus. Er hat mit dem italienischen Faschismus oder dem deutschen Nationalsozialismus nichts gemein außer dem Autoritätsprinzip und dem Führergedanken. Das sind aber nur äußere Formen. Sonst aber muß sich der Austrofascismus gegen die Mehrheit des Volkes durchsetzen und dient nur den Interessen einer Minder-

heit, während Faschismus und Nationalsozialismus sich an der Ganzheit des Volkes orientieren. Endlich aber fehlt dem Austrofascismus der große, aus der Besinnung auf eine geschichtliche Lage der Gesamtnation entspringende Antrieb. Der Austrofascismus verfügt nur über die Illusion einer Nation. „Denn es gibt ebensowenig eine österreichische Nation wie eine preußische, bayrische oder württembergische.“ Klar wird hier auch der Unterschied zur Lage der deutschen Schweiz hervorgehoben, wo aus einer ganz anderen geschichtlichen Entwicklung heraus auf der staatlichen Selbständigkeit beharrt wird. Der Österreicher aber will ein Deutschtum, das sich zum großdeutschen Staat als seinem engeren politischen Ziele bekennt.

In doppelter Hinsicht ist heute der Wille Österreichs unterdrückt. Innerpolitisch durch die Diktatur einer völlig nach Italien orientierten Minderheit, die den Willen der Mehrheit überhaupt nicht zum Ausdruck kommen läßt und diese von der Mitarbeit am Staate ausschließt, und außenpolitisch durch den Zwang zur Selbständigkeit und das Verbot eines Anschlusses unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Wird sich auch für Österreich bewahrheiten, was Bismarck vom deutschen Partikularismus sagte: „Ich sehe in dem deutschen Nationalgefühl immer die stärkere Macht überall, wo sie mit dem Partikularismus in Kampf gerät.“

Gottfried Beugin.

Zwei Biographien.

Die Karschin, Friedrichs des Großen Volksdichterin. Ein Leben in Briefen. Eingeleitet und herausgegeben von Elisabeth Hausmann. Societäts-Verlag, Frankfurt am Main.

Anna Luisa Karsch fristete bisher in den Literaturgeschichten ein ziemlich kümmerliches Dasein, und wenn es sich nur um ihre Gedichte handelte, so wäre es auch kaum möglich gewesen, sie daraus zu neuer Lebendigkeit zu erwecken. Mag der ungeheure Aufstieg, den die deutsche Dichtung in steilster Linie mit dem jungen Goethe genommen hat, manches liebenswürdige Talent unmittelbar vorher allzu stark in den Schatten gerückt haben, so bleibt doch die dichterische Unselbständigkeit, das Unfrische, die angespannte Nachahmung

antiker und französischer Vorbilder bei der ganzen preußischen Aufklärungsdichtung etwas, was uns heute jede Aufgeschlossenheit für die bescheidenen Werte daran verwehrt. Trotzdem ist schon von vorneherein anzunehmen, daß das meistengleiche Aufschließen Goethes nicht ganz aus dem Nichts heraus geschah, und wenn dieses Buch über die Karschin nichts anderes vermittelte, so wäre es doch wenigstens die Kenntnis von einem großen Schatz von geheimer Regsamkeit, menschlicher Lebendigkeit und Herzens-Unverbrauchtheit, welche soweit ein gewisses Material für spätere Entwicklungen aufzeigte. Aber bei dieser Frau ist die Ehrlichkeit, Ursprünglichkeit und Frische des Menschlichen auch etwas, was an sich fesselnd und wohltuend berührt.

Und es ist in der Tat eine schöne Entdeckung, hinter ihren schwachen Reimekreisen nach 150 Jahren eine Brieffschreiberin zu enthüllen, welche der Frau Rat nicht sehr nachsteht. Eine Dichterin im heutigen Sinne war sie nicht; von tiefen Dämonien und schärferen inneren Spannungen würde man vergeblich in ihrem Leben etwas suchen. Aber sie war, nehmst alles nur in allem, ein Mensch, und ein voller, runder, gerade und ungebrochen von innen nach außen lebender und sich kündender Mensch. Darauf ist seither noch nicht das kleinste Stäubchen gefallen. Wie es so geht, ist die Last des Negativen: Hunger, Überarbeitung, Enge und Druck, Enttäuschung, Bank und Streit in diesem Leben ganz wesentlich gewichtiger als die wenigen sonnigen Tage, die dazwischen eingestreut sind. Und doch gibt es eines, was dies Niederziehende darin abermals überwiegt: Unermüdliche Güte, Hilfsbereitschaft, unbrechbarer Lebenswille und guter Mut.

Die Karschin wurde 1722 in einem kleinen elenden Nest an der schlesisch-polnischen Grenze geboren; ihre Jugend war von Hunger, Arbeit und wieder Arbeit, zwei freudlosen Ehen mit brutalen und trunksüchtigen Männern, und Kindergebären ausfüllt. Unter all dem blieb ihr noch Zeit zu lesen und im Kopf, dann auch auf dem Papier immer zu reimen; und ihre kleinen Gelegenheitsgedichte ebneten ihr auf einmal den Weg nach Berlin. Hier verbrachte sie dann im wesentlichen ihr Leben, das bis 1791 dauerte; vorwärts war es ihrem Freunde Gleim in Halberstadt zugewandt, dem philiströsen und gutherzigen Aufklärungsdichter, zu dem die Alternde eine leidenschaftliche Liebe fasste, die ihn nur erschrecken konnte. Später fand sie daraus den Weg zu einer warmherzigen Freundschaft, deren Niederschlag in tausenden von Briefen hier ausgewertet ist. Rückwärts aber hängte sich an die Frau ein ganzer Schwarm von Verwandten, der von allen Seiten heranzog, um ihre bescheidenen Erfolge auszubeuten, und ihr das Leben jahrzehntelang weidlich sauer machte; ganz besonders ihre Tochter, welche sie, die wohl auch nicht immer ganz Dornenlose, die letzten 20 Jahre bis aufs Blut peinigt, ohne daß Geld oder Entschlusskraft da wäre, daß sich die beiden trennen könnten. So eingekilt, bleibt der Karschin immer und immer wieder nichts übrig, als sich bittstellend an den König zu wenden, der

auch ab und zu kleine bis mäßige Beiträge für sie lockert. (Wir müssen uns erinnern, daß wir damals immer noch im Bereiche jener Renaissance-Anschauungen vom Dichter stehen, nach welcher er ein Lobredner der Reichen und Mächtigen ist und von ihnen dafür unterhalten wird.) Der König, Friedrich der Große, ist aber auch lebenslang ihr Idol, dessen Schicksale und Taten sie mit vollem Herzen miterlebt und besingt. Ein einziges Mal trat sie ihm auch gegenüber — man hatte vorher ihm einige Gedichte von ihr ins Französische übersetzt, damit er sich einen Begriff davon machen könne. Noch manche bedeutende Zeitgenossen durchschneiden die Randzone dieses Lebens. So Johann Georg Sulzer, dem sie in langen Briefen ihr Leben beschrieb und mit dem sie bis an seinen Tod freundschaftlich verkehrte; sie fand ihn „sehr angenehm, so wie ein kränkender Schweizer nur sein kann“. Auch sein Schwiegersohn, Anton Graff aus Winterthur, tritt in den Kreis, Chodowidki, der immer Hilfsbereite, macht sich um sie verdient; schon der gemeinsam verehrte Friedrich dient hier als Brücke. Lavater, in alles Charakteristische verliebt, nimmt ihr häßliches Gesicht in seine Physiognomik auf. Sie erlebt den trunkenen Erfolg der „Minna von Barnhelm“, wegen der sich die Zeitgenossen recht wohl Rechenschaft gaben, welch aufragende Stufe nach oben sie in der deutschen Dramatik bedeutete; und schließlich tritt die Karschin noch mit dem jungen Goethe in Berührung, der freundlich mit ihr spricht und Briefe schreibt, solange seine Verhaftung in eine der ihren von weitem verwandte „Natürlichkeit“ ihm die flüchtige Verbindung interessant macht. Sie freilich sieht ihn ein wenig allzu sehr aus der Froschperspektive: „Er ist eines Tages bei einem Baron auf'm Konzert gewesen und da hat ihn die ganze Versammlung sehr stolz gefunden, weil er nicht Büdning und Handfuß vertheilte. Man spricht, daß ihn der Kaiser baronisieren wird und daß er alsdann eine Gemahlin aus noblem Hause bekommt. Ich frug ihn, ob er nicht auch das Vergnügen kosten wolle, Vater zu sein. Er schien nicht weit von sich zu werfen. Er ist ein großer Kinderfreund, und eben dieser Zug läßt mich hoffen, daß er auch ein guter Ehemann werden wird und sicherlich noch ein recht guter Mensch, der's einmal bereuet, was in seinen Werken etwan anstößig gewesen ist.“ —

Im ganzen ein reiches buntes Bild der Zeit, und ein erstaunlich unterhaltendes, aber auch erstaunlich menschliches Buch.

E. Brod.

Reinhold Conrad Muschler: Philipp zu Eulenburg. Sein Leben und seine Zeit. Verlag von Friedrich Wilhelm Grunow, Leipzig.

Der Fürst zu Eulenburg tritt seit dem Erscheinen seiner Erinnerungen und des grundlegenden Werkes des Tübinger Historikers Johannes von Haller immer mehr aus dem Zwielicht der Skandalgeschichten der Kaiserzeit heraus und enthüllt sich dem rückschauenden Blick als eine vorwiegend seriöse, im Grunde ernst zu nehmende politische Figur des wilhelminischen Zeitalters. Die bösen Dinge, wegen denen er vor Gericht stand und zu Grunde gerichtet wurde, werden nun hier entschieden abgeleugnet. Verhalte es sich damit wie es wolle, sicher ist, daß er ziemlich wahllos als ein Opfer geschlachtet wurde, um der Schuld vieler willen, sowie daß sein Ankläger Maximilian Harden doch rückschauend als ein zwar glänzend begabter, aber doch wenig gewissenhafter und die Mittel zum Erfolge wenig wägender Politiker erscheinen muß. Auch ergibt sich die Möglichkeit, daß Harden nur das Werkzeug dunkler Kreise war, welche die eigentliche Kamarilla bedeuteten und Eulenburg zur Ablenkung von dunkleren Dingen dem aufgestörten Volke preisgaben. Auf jeden Fall hat es Eulenburg weder um daß Volk noch um Kaiser Wilhelm verdient, daß er so im Stiche gelassen wurde. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er einer der wenigen, ja vielleicht der einzige aufrichtige Freund des Kaisers war, ein Mann, der ihn in psychologisch feinfühliger Weise immer wieder von impulsiven Unbesonnenheiten zurückhielt, ohne sich aus diesem Einsuß ein Machtinstrument zu schmieden, wie es die kleineren Trabanten in so verhängnisvoller Weise in ihre Finger zu bringen wußten.

Auf jeden Fall hat Eulenburg viele Jahre hindurch uneigennützig in dieser Weise gewirkt, und alle wandten sich an ihn, welche über die Zackenlinien der kaiserlichen Politik die Hände rangen. Ohne ihn wäre vieles auch weit schlimmer herausgekommen. Daß Eulenburg ein schönseliger und eleganter Mensch war, daß sein Künstlertum (wovon allerdings der Verfasser des vorliegenden Buches keine Ahnung hat) nichts als süßlicher Kitsch war, das kann nur den erstaunen, der sich vorstellt, eine Persönlichkeit von härterem Kern wäre in der Umgebung Kaiser Wilhelms möglich gewesen. Desto höher ist es vielleicht Eulenburg anzurechnen, daß er, ohne im geringsten eine Kraftnatur zu sein oder den Willen zur Macht (Macht wo zu auch immer) zu haben, bei aller Differenzierung und sensiblen Weichheit, doch aus sittlichem Verantwortungsgefühl zu einer Zivilcourage gelangte, die keine Menschenfurcht kannte. Und wenn er keineswegs bis zum Äußersten an Opposition ging, auch nie damit an die Öffentlichkeit trat, so geschah das hauptsächlich deswegen nicht, weil er nicht eine wirkungsvolle catonische Pose für sich suchte, sondern das unter den gegebenen Umständen Mögliche an Nutzen für das Reich herauszuschlagen wollte. Man kann sich natürlich fragen, ob in dieser Zeit eine Cato- oder Brutus-Natur, die alles auf Entweder-Oder gestellt hätte, nicht doch noch den Wagen vom Abgrund hätte zurückreißen können; das wird sich nie entscheiden lassen. Eulenburg erlebte noch Krieg und Zusammenbruch — ohne daß ihn die billige Befriedigung tröstete, in seinem von Undank belohnten Streben von der Geschichte gerechtfertigt zu sein. — Das Buch von Muschler liegt sicherlich interessant, wenn man von seinem allzu breiten und dithyrambischen Charakter absieht, der natürlich auch seine sachlichen Folgerungen etwas an Gewicht verlieren läßt.

Erich Brod.